

Auf der Suche nach Geschichten

Selim Özdogan stellte sich
mit neuen Texten vor

Die Intellektuellen in der deutschen Literaturszene, meint Selim Özdogan, hinken in ihrem Denken den Sportbegeisterten meilenweit hinterher. Die Geschichte zeige das: 1908 besiegte der Boxer Jack Johnson, ein Schwarzer, den damaligen Champion, den Weißen Tommy Burns, und wurde der erste farbige Boxweltmeister. „Damals ging es immer nur darum, dass der schwarz ist. Inzwischen interessiert so etwas überhaupt nicht mehr, nur die sportliche Leistung zählt.“

Doch Selim Özdogan, 1971 im türkischen Adana geboren, als Kind mit seinen Eltern nach Deutschland ausgewandert, heute in Köln zu Hause, fürchtet, ewig auf die Rolle des Zuwanderers festgelegt zu werden. Immer wieder fragen Zeitungen oder Zeitschriften an, ob er nicht mal was schreiben könne – über Integration, Zwangsheirat oder Ehrenmord. „Alles Dinge, die mich überhaupt nicht interessieren und die ich für komplett überbewertet halte.“

Als er wieder einmal gebeten wurde, was über Migration und Bildung zu schreiben, hat er einen sehr witzigen Text abgeliefert: Es geht darin um etwas, was allen Kindern passiert: dass sie Begriffe, die sie nicht kennen, falsch verstehen, jedoch auf phantasievoll-kreative Weise. Axel Hacke hat das ganz herrlich in „Der weiße Neger Wumbaba“ und zwei weiteren Büchern beschrieben. Selim Özdogan verstand als Kind immer „Zivilgarage“. Stellte sich darunter eine Bude vor mit Polizisten ohne Uniformen. Und seine kleine Schwester brachte eines Tages aus der Schule das Wort „Vibrationshintergrund“ mit. Und so hat Özdogan ironisch über die vielen Gemeinsamkeiten zwischen Vibratoren (also die Dinger, die es im Sexshop gibt) und Migranten sinniert.

Das haben die bei der Zeitschrift dann nicht genommen. Aber in Selim Özdogans neuem Buch „Ein Glas Blut“, aus dem er jetzt vor knapp 40 Zuhörern im Dresdner Bärenzwinger gelesen hat, finden wir den Text.

„Kurzprosa“ hat der Verlag dem Ganzen im Untertitel als Sammelbegriff gegeben. Es gibt aber auch Sachen darunter, die man durchaus Gedichte nennen darf. Obwohl sie eher an Rap-Texte erinnern mit ihren unregelmäßigen Reimfolgen. Auch in ihrem Gestus: eine Art Bekenntnisse. Zum Beispiel, dass er nicht für Ruhm oder Geld schreibt, sondern für das Glück, wenn Leuten seine Texte gefallen. Oder es geht um das Gefühl, wenn man verlassen worden ist: „Während ich nicht weinte / änderte sich alles / war schon alles passiert“. Diese Zeilen haben poetische Qualität.

Manche seiner Prosatexte hingegen, die er an diesem Abend vorstellt, einige unveröffentlichte darunter, könnten auf Poetry-Slams gut ankommen. Die sind schrill, ihr Humor grob-deftig und böse, da spielt er mit dem Ekel, lässt einfach Wut raus, konterkariert die sanften Wanderprediger der Weltverbesserung – Prototyp: Dalai Lama. Da wird im wahrsten Sinne des Wortes heftig draufgehauen, da spritzt nicht nur sehr oft Eiter aus Pickeln, sondern auch Blut aus lädierten Augenbrauen oder zertrümmerten Unterkiefern.

Aber in anderen Texten kann es auch gewichtiger werden. In dieser sehr schönen Geschichte etwa, in der ein alter Vater seinem Sohn von einem Mädchen erzählt, in das er sich auf den ersten Blick verliebt. Durch einen dummen Zufall und die traditionellen türkischen Eheanbahnungssitten heiratet er dann aber eine ganz andere Frau. Erst nach Jahren erkennt er, dass ihm Gott eine Frau geschenkt hat, wie er sie sich besser nicht hätte wünschen können. Ein altersweiser Text über Liebe und Schicksal.

Oder sein buntschillerndes Spiel mit Märchenmotiven: Eine wild-verzweifelte Prinzessin, die an ihrer Einsamkeit leidet und nach der „Mitte der Langeweile“ sucht. Sich auf den Weg macht durch einige Märchen, in der Begegnung mit dieser Grinsekatz aus Lewis Carrolls „Alice im Wunderland“ schließlich die Erkenntnis gewinnt: „Wir sind nur auf der Suche, damit es Geschichten gibt. Ohne Geschichten ist es langweilig.“

Tomas Gärtner

© Selim Özdogan: Ein Glas Blut, asphalt & anders Verlag, Hamburg, 176. S., 12,90 Euro